

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 9 (2002)
Heft: 102

Artikel: Auf, Kauf - Auf zur Jagd : eine Annäherung, ein Erlebnisbericht
Autor: Kauf, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Langsam tauche ich auf, wache ich auf, wälze mich auf die andere Seite. Das Kissen riecht nach Knoblauch. *Ich muss aufstehen. Der Radiowecker. Wie ich das hasse!* Ich vergrabe meinen Kopf ins Kissen. *Wäre ich bloss zu Hause! Ich möchte das alles gar nicht!* Ein Klopfen an der Türe signalisiert das Unvermeidliche. *Ich muss aufstehen.* Die Radioweckermusik wandert mit meinem Vater ins Untergeschoss. *Es gibt kein Entrinnen.* Es ist fünf Uhr. Ich hasse alle Menschen, die einfach so aufstehen können, die aufstehen, als wäre es ein Leichtes, denen es nichts ausmacht, in aller verdammten *Herrgottsfrühe* aufzustehen. *Warum können die das, während es für mich eine entsetzliche Qual ist? Warum fühle ich mich wie ein Greis?* Meine Zunge fühlt sich wie ein Pelz an. *Ein Cognac zu viel gestern, ich vertrage es einfach nicht, ich höre auf damit, endgültig, so ein Quatsch, heute abend werde ich doch wieder weiter machen, so ein Quatsch, diese Schuldgefühle sind doch ein Quatsch, ein Quatsch, ich sollte mir nicht immer solche Schuldgefühle machen, das gilt als neurotisch, so ein Schmarren, ein Schmarren.* Ich setze mich auf die Bettkante. Die Maschine, die mein Kopf ist, die mein Hirn ist, die meine Sprache ist, hat angefangen zu rattern, hat unerbittlich ihre Arbeit aufgenommen, produziert Sätze, Bilder, Gedanken. Meine Beine fühlen sich unendlich schwer an. An meiner Wirbelsäule bricht bei jeder Bewegung Nacht-Rost ab. Wenn ich das Brustbein aufrichte, knackt die Brustmuskulatur. Beim Absenken des Kopfs auf die Knie glüht mein Rückgrat bis ins Steissbein hinunter. Die Ellbogen auf den Knien, vergrabe ich meinen Kopf in die Hände, und verharre für einen Moment. *Ich werde es schaffen. Ich wiederhole das jetzt. Ich mache mir jetzt positive Gedanken. Mit der Macht der positiven Gedanken werde ich mich aufrichten und anziehen.* Ich gebe mir einen Ruck und tatsächlich stehe ich.

In der Küche der Alphütte schütte ich drei Löffel Instantkaffee in die Tasse und fülle sie mit kalter Milch und heissem Wasser. Es zischt. Ich gebe anderthalb Würfelzucker dazu. Dann trinke ich den ersten Schluck. Das allmorgendliche Wunder des Instantkaffee findet statt. Innert Sekunden aktiviert dieses Gebräu meinen Körper. Schockzustand. Gefriertrocknung. Ich lasse meinen Schlafkörper stehen und schlüpfe in den Wachkörper. Die Maschine, die mein Kopf und meine Sprache ist, nehme ich mit. Im Radiowecker spricht ein Nachrichtensprecher mit belegter Stimme seine Nachrichten. Ich esse nichts zum Frühstück.

...

Wir brechen auf. Mein Vater geht mit langsamen Schritten voraus. Das Gewehr geschultert wanke ich hinterher. Die düstere Bergwelt, bizarre Zacken, ungestalte Trümmerhaufen flimmern vor meinen Augen. Es ist noch ziemlich dunkel. *Hätte ich nicht doch zuhause bleiben sollen? Irgendwie finde ich das alles pervers. Aber ich bin ja auch pervers. Oder vielleicht bin ich gar nicht pervers und das ganze Drumherum ist pervers, die Gesellschaft, der menschliche Fortschritt. Vielleicht ist Kinder kriegen pervers, wenn man es sich genau überlegt. Eigentlich sollte man in eine solche Welt keine Kinder reinsetzen. Kinder werden zu Automaten gemacht. Menschen werden zu Automaten gemacht. Automaten werden schliesslich zu kleinen Kindern gemacht, die uns mit grossen Augen anhimmeln und glucksen: «Kauf mich, kauf mich, kauf mich.» Und dann heisse ich auch noch Kauf. Ich bin sozusagen ein wandelnder Imperativ: Kauf! Ein Aufruf zum ständigen Kaufen ist mein Name. Die Leute müssen sich vor mir fürchten. Wenn Sie mir begegnen, denken sie ständig, sie müssten etwas kaufen. Vielleicht bin ich ja die Grundwurzel der gesamten Misere. Vielleicht sollte ich*





AUF, KAUF – AUF ZUR JAGD

Eine Annäherung, ein Erlebnisbericht

von Felix Kauf

Was treibt den Menschen zur Jagd? Ein Essay von einem, der es wissen muss:
Felix Kauf, Schriftsteller und Gemskitzjäger, schultert sein Gewehr.



Jägerlatein I: Fachchinesisch

von Clemens Müller-Glauser

Was haben die Jäger, dieses ganz besonders naturverbundene Volk, mit dem doch eher bücherlastigen Latein zu schaffen? Die Beziehung lässt sich am einfachsten erklären, wenn wir als Charakteristikum des Lateins seine Unverständlichkeit und Rätselhaftigkeit für den Unkundigen betrachten. Die Sprache der Grünröcke braucht nämlich den Vergleich mit keinem Fachchinesisch zu scheuen.

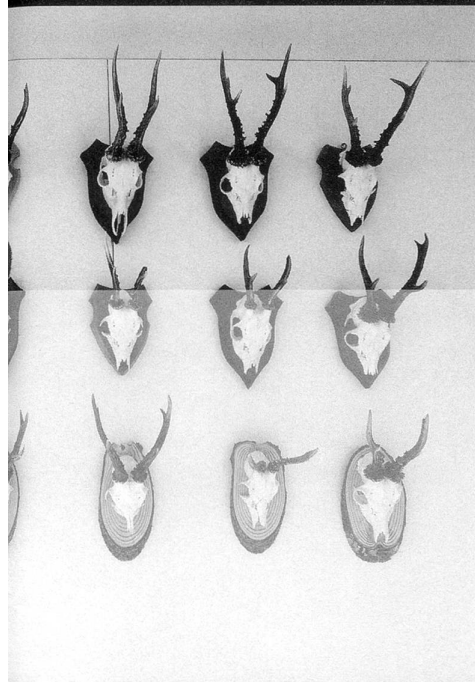
Der Jäger «geht» ja nicht einfach «auf die Jagd», sondern er widmet sich als *Weidmann* dem *Weidwerk*, geht behutsam auf die *Pirsch*, sucht unweit eines *Einstands* seinen *Anstand* auf, ersteigt die *Kanzel*, von wo aus er das Wild *anspricht*. In der Ferne *orgelt* es. Kommt da nicht auf leisen *Pranten* ein *Rotrock* geschlichen? Zu seinem Glück ist er nicht allzu *vertraut*; schon

meinen Namen ändern und alles würde besser. Mein Vater schreitet extrem langsam voraus. Die Kälte ist erträglich. Meine grüne Helly-Hansen schützt mich vor dem Fallwind. Hätten wir den Wind im Rücken, würden uns die Gemen riechen. Sie hätten uns «in der Nase» und würden sofort davonrennen. Der Boden ist nass. Mein Blut pulsiert dröhnend in meinem Kopf. Ich höre das Schmatzen unserer Fuss Tritte, spüre den Wind an den Ohren. Es dämmt. Die riesige Bergwelt nimmt Formen an. Hinter den schwarzen Felszacken färbt sich der Himmel blau. Alles ist so riesig. Ich setze einen Fuss vor den anderen. Jetzt spüre ich, dass ich so richtig gehe. Ich setze einen Fuss vor den anderen. Ich spüre. Ich gehe. Ich wandere. Ich setze einen Fuss vor den anderen. Ich bin jetzt ganz nahe an dem, was unmittelbares Erleben ist. Ich habe nur noch ganz wenige Gedanken im Kopf. Ausser dem, was ich jetzt noch denke, denke ich praktisch nichts mehr. Vielleicht bin ich doch nicht vollkommen neurotisch. Ich kann also auch relativ wenig denken und mich aufs Gehen konzentrieren. Ich kann das. Ich bin nicht wirklich erleichtert. Schöner wäre es natürlich, wenn ich überhaupt nicht mehr denken, sondern nur gehen würde, einfach so. Ein Gehender sein in einer Welt von Gehenden, ein sich überhaupt nicht selbst reflektierender Teil einer alles umfassenden Gesamtnatur, ein buddhistischer Mönch auf dem Weg zur Erleuchtung, ein postmodernes Mini-Genie, das es geschafft hat, die wirre Meinungsvielfalt zu durchbrechen und zu einem denkfreien Status quo zu gelangen ohne ständige Selbstbespiegelung, pures Sein in purer tätiger Tätigkeit, instinkthafes Drauflosleben, hundertprozentiges Sein im Sein, Vergessen der Sinnfrage, weil sich demjenigen, der die Frage nach dem Sinn gar nicht stellt, der Sinn sozusagen aus sich selbst heraus erschliesst... Mein Ärger schwillt plötzlich an ins Unermessliche. Wieder dieser beelendende Gedankenleerlauf! Wie kann ich ihn stoppen? Eigentlich hasse ich es. Wieso kann ich etwas, das ich hasse, nicht einfach stoppen? Konzentriere Dich aufs Gehen, aufs Gehen, aufs Gehen, auf nichts an-

deres. Denke auch nichts anderes! Hör endlich auf zu denken. Wie die Schamanen. Ja, ja, die Schamanen, die können das! Die Welt in Trance erleben.

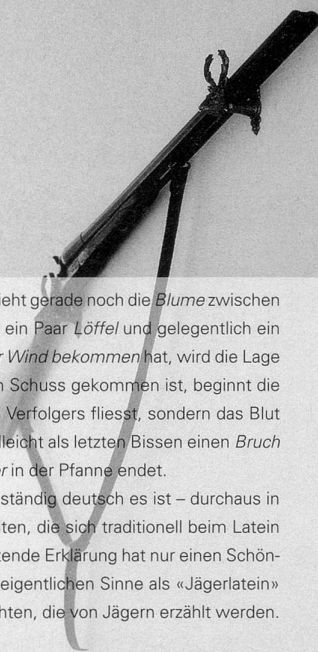
Plötzlich hält mein Vater inne. Beinahe hätte ich ihn gerammt. In letzter Sekunde konnte ich den Bremsweg meines Gedankenschnellzugs in den Körper hinein verkürzen und eine Kollision vermeiden. Wir nehmen unsere Ferngläser zur Hand, stützen sie stabilisierend auf die mannsgrossen Wanderstäbe und suchen die Landschaft nach Tieren ab. «Spiegeln». Schon nach kurzer Zeit entdeckt mein Vater ein Rudel Gemen. Mit knappen Worten erklärt er mir deren Standort. Mein Blick irrt eine Weile zwischen Tannengruppen, Felsbrocken und Wiesenzügen umher, bis er sie ebenfalls findet. Sie wirken so unendlich winzig, unerreichbar fern, zwanzig unerreichbar ferne Kleintiere. So winzig, so weit weg. Dorthin willst Du? Dorthin muss ich mitgehen. In solche Steilwände soll ich mich wagen? Mein Vater deutet mir mit Handbewegungen an, wir sollten zurück gehen, damit wir uns geschützt vor den Blicken der Gemen hinter der grossen Hügelkette anschleichen könnten. Ich gehe voraus. Zurück, zurück? Gibt es denn keinen direkten Weg? Müssen wir uns jetzt auch noch selber quälen? Können wir nicht direkt auf die Tiere zugehen, Guten Tag sagen und schiessen? Natürlich nicht. Ich weiss, ich weiss. Die Gemsjagd ist die Königsdisziplin aller Jagden. Nur wer Unermessliches erleidet, wird letztlich eine Gemse erlegen können. Per Aspera ad astra, wie mein Lateinlehrer zu sagen pflegte, durch das Harte zur Sternwarte. Ja, ja, drum frisch auf Kamerad! Umschlagen wir die Tiere! Schlagen wir ihnen ein Schnippchen. Überlisten wir Mutter Natur und ihre Produkte. Ich lasse meinen Vater überholen. Entnervt blicke ich zu Boden und versuche einmal mehr, meine sinnlose Denkerei zu beenden. Wir gehen langsam weiter. Das Gelände wird immer steiler. In meiner Empfindung vergehen Stunden.

...



flitzt er mit gestreckter *Lunte* ins Gebüsch, der *Weidmann* sieht gerade noch die *Blume* zwischen den Blättern verschwinden! Dafür zeigen sich da und dort ein Paar *Löffel* und gelegentlich ein *Spiegel*. Nachdem der Jäger zunächst nur von einem *Luder Wind bekommen* hat, wird die Lage ernster, das *Hirschfieber* ergreift ihn, und nachdem er zum Schuss gekommen ist, beginnt die *Schweissarbeit*, wobei hier nicht die Körperflüssigkeit des Verfolgers fließt, sondern das Blut des angeschossenen Tiers. Ist es dann *erlegt*, kriegt es vielleicht als letzten Bissen einen *Bruch* in den *Aser* gesteckt, bevor es *zerwirkt* wird und als *Pfeffer* in der Pfanne endet.

An dieser Art von Jägerlatein fällt vor allem auf, wie grundständig deutsch es ist – durchaus in wohlthuendem Kontrast zum Jargon anderer Kunstfertigkeiten, die sich traditionell beim Latein und anderen fremden Sprachen bedienen. Die so einleuchtende Erklärung hat nur einen Schönheitsfehler: Es ist nicht die Fachsprache der Jäger, die im eigentlichen Sinne als «Jägerlatein» bezeichnet wird, sondern eine bestimmte Art von Geschichten, die von Jägern erzählt werden.



Mein Vater winkt mir energisch zu, die Augen weit aufgerissen. Sofort ducke ich mich. Mit heiliger Intensität flüstert er mir ins Ohr, er habe die Tiere gesehen, etwa dreihundert Meter vor uns, ich solle mich anschleichen und wenn ich in Schussdistanz sei, solle ich ein Kitz schießen, aber nur, wenn ich hundertprozentig sicher sei, dass es ein Kitz ist, etwas Anderes solle ich auf keinen Fall schießen, da ich nicht genug sicher sei in Einschätzung von Alter und Geschlecht, also nur ein Kitz! Ich bin sofort einverstanden, denn ich fühle mich tatsächlich nicht versiert genug im Ansprechen der Tiere. Elektrisiert von einer Vorahnung, gepackt von einer zehrenden Sehnsucht im Bauch, angetrieben von einer unheimlichen Angst starte ich in Richtung Kuppe. Eigentlich rase ich. In geduckter Haltung, beinahe hüpfend, rase ich den glitschigen Abhang hoch. Immer wieder rutsche ich aus, falle beinahe hin, falle aber immer wieder auf die Füße in hastiger Wut. In hastiger Wut ergreife ich mit der rechten Hand das Gewehr, dessen feindseliges Gebaumel mich aus dem Gleichgewicht bringen will. *Ich schalte alles Feindliche aus. Ich nehme es in die Hand.* Meterhohe, schilfähnliche Pflanzen stehen mir im Wege, peitschen mir ins Gesicht. Ich überwinde sie, zertrete sie, nicht ohne ab und zu einen dieser weissen, flockigen Fusel zu verschlucken, die sie auf ihren Spitzen tragen und bei Berührung absondern. Tausend kleine Fuselchen versuchen, auf meiner Zunge zu landen. Ich spucke sie aus. Meine Brille beschlägt. Das Gelände wird immer steiler. *Hochglitschiges, hochgefährliches, heimtückisches Terrain. Wenn die da unten wüssten, welche Strapazen man auf sich nimmt, um ein Wild zu erlegen. Die glauben doch alle, das Fleisch wachse auf den Bäumen, diese Kleinstadtneurotiker. Die haben doch noch nie eine richtige Schlachtung erlebt.* Plötzlich erblicke ich die Silhouette einer äsenden Gemse. Ich erstarre. In etwa zweihundert Metern Entfernung steht sie seitlings und steckt den Kopf ins Gras. *Hat sie mich gesehen? Hat sie mich gesehen?* So langsam wie möglich ducke ich mich. Dann lege ich

mich auf den Boden, das Gewehr vor mir. Ich beginne zu robben. Vorsichtig taste ich mich Meter um Meter vor. Durch meine Brillengläser sehe ich mittlerweile fast nichts mehr. Ich halte inne um zu verschnaufen. Nach einer Weile werden die Gläser wieder klarer. Ich bringe mich in Schussposition und lege an. Durch das Zielfernrohr suche ich die vor mir liegende Böschung ab. Die schilfartigen Pflanzen stören meine Sicht empfindlich. Ich lasse das Gewehr sinken, um noch einmal zu verschnaufen. *Eigentlich bin ich ein Hirnstammtourist. Ich suche in meinen Hirnstamm nach ursprünglichen Instinkten. Ist das normal?* Ich lege erneut an und suche weiter. In der Zwischenzeit hat sich das Rudel nach oben bewegt, geradewegs in meine Schusslinie. *Ein Kitz, ein Kitz, ein Kitz.* Ich entsichere das Gewehr, führe meinen rechten Zeigefinger zum ersten Abzug, halte die Luft an und spanne alle Muskeln meines Körpers. Das Zwerchfell beginnt zu flattern. Ich entspanne mich noch einmal. Dann drücke ich mit aller Kraft den Gewehrkolben in die rechte Schulter und ziehe am ersten Abzug. «Stechen». Es klickt. Alles ist in Ordnung. Ich entspanne mich kurz, bleibe aber in Position. Dann führe ich meinen Finger zum zweiten Abzug, blockiere den Atem vollständig, spanne erneut alle Muskeln meines Körpers an und ziele. Die Maschine, die mein Kopf ist, die mein Hirn ist, die meine Sprache ist, setzt aus und ich schieße.

Felix Kauf, 1968, lebt im Toggenburg. Autor der Theaterstücke «Der letzte Diktator», «Barcelona», «Autofahren», «Die frohe Botschaft». Schon als Kind ging er mit seinem Vater auf die Jagd. Im Jahre 2001 schoss er ein Gemskitz und einen Jährling.

Fotos: Der Jäger ist ausser Haus I: Flur eines St.Galler Privathauses im Besitz eines Jägers. Von Florian Bachmann.